

jeden Argumentationsschritt auf dem Weg der ethischen Urteilsbildung sorgfältig überprüft und auch die jeweiligen Alternativen zu würdigen versucht. Sowohl „The Church and the Bomb“ wie der amerikanische Entwurf legen allerdings verhältnismäßig wenig Gewicht auf die *biblisch-theologische Fundierung*; auch schon in der EKD-Denkschrift war der Passus über das Verhältnis des Friedens Christi zu den menschlichen Friedensanstrengungen nicht besonders aussagekräftig.

### Wirkungen in Kirche und Öffentlichkeit

Nicht zuletzt solche *Schwierigkeiten einer ethischen Urteilsbildung* in der Spannung zwischen christlicher Verkündigung, ethischen Modellen und konkreter politischer Situationsanalyse führen zu der Frage, welchen Stellenwert offizielle kirchliche Äußerungen zur Friedensproblematik in Kirche und Öffentlichkeit haben bzw. haben können und sollen. Hier ist zunächst das *unterschiedliche literarische Genus* zu beachten, das von der Struktur der jeweiligen Kirche abhängt wie von den spezifischen Formen, die sie für öffentliche Äußerungen kennt: Denkschrift, Hirtenbrief, Handreichung für die Gemeinden. Die einzelnen Texte geben auch selber über ihre *Intention* und ihre *Zielgruppen* Rechenschaft: So war die Handreichung der Hervormde Kerk ausdrücklich als Diskussionsgrundlage für die Gemeinden gedacht; nach Auswertung ihrer Stellungnahmen wurde dann von der Generalsynode der Pastoralbrief verabschiedet, in dem es heißt: „Wir setzen uns deshalb für einen intensiven Dialog auf allen Ebenen unserer Kirche ein, damit diejenigen, die sich unserer Entscheidung anschließen, und diejenigen,

die unsere Entscheidung ablehnen, voreinander über ihre tiefsten Motive Rechenschaft ablegen“. Der amerikanische Entwurf richtet sich ausdrücklich an die katholischen Gläubigen wie „an alle Menschen guten Willens“. Er stellt fest, daß es gegenwärtig innerhalb der Kirche sehr unterschiedliche Positionen in der Friedensfrage gebe; der Hirtenbrief solle eine gemeinsame Grundlage aufzeigen, auf der ein Konsens möglich sei. „The Church and the Bomb“ unterscheidet zwischen Schlussfolgerungen, die konsensfähig seien und weiteren Empfehlungen, für die die Verfasser keine ungeteilte Zustimmung erwarten. So viel läßt sich festhalten: Beschränkt sich eine kirchliche Stellungnahme zur Friedensdiskussion auf allgemeine Appelle oder Grundprinzipien, zeigt sie nur wenig Wirkung; bemüht sie sich, wie die EKD-Denkschrift, ausdrücklich um einen Konsens zwischen divergierenden Positionen, erntet sie Kritik von fast allen Seiten; geht sie sehr ins Detail, wie der amerikanische Entwurf, wird sie leichter angreifbar und ruft entsprechend Widerspruch hervor.

Ein politischer Faktor sind offizielle kirchliche Äußerungen auf jeden Fall, auch wenn sie in der eigenen Glaubensgemeinschaft nicht widerspruchslos akzeptiert werden. Dafür lieferten die massiven Interventionen der Regierung Reagan und ihr ideologisch nahestehende Kreise in den Auseinandersetzungen um den Entwurf der US-Bischöfe mehr als deutlich den Beweis. Auf den Kirchen lastet damit eine *schwere Verantwortung*: Gerade bei Stellungnahmen zu Rüstung und Frieden hängt viel davon ab, daß sie ihre Argumente sorgfältig prüfen, sich der politischen Implikationen bewußt sind, und ihre spezifische Kompetenz benutzen, aber auch nicht überschreiten. *Ulrich Rub*

## „Und haben fast die Sprache verloren ...“

### Ein Interview mit Bischof Egon Kapellari über Kirche und Kultur

*Seit einiger Zeit sind gesamtkirchlich und im deutschen Sprachraum Bemühungen im Gange, das Verhältnis der Kirche zur Kultur als ganzer und speziell zur Kunst und Literatur neu zu bedenken. Einer, der als langjähriger Studentenfarrer in Graz und in seiner noch kurzen Zeit als Bischof sich besonders dieser Aufgabe angenommen hat, ist der Bischof von Klagenfurt, Egon Kapellari. Wir sprachen mit ihm darüber, was dabei menschlich und christlich eigentlich auf dem Spiel steht. Die Fragen stellten Fritz Csoklich und David Seeber.*

*HK:* Herr Bischof Kapellari, in der manchmal recht oberflächlichen Debatte des Tages wird davon gesprochen, daß über uns alle in den vergangenen Jahren eine Kulturrevolution hinweggegangen sei. Die Sitten, auch die Bräuche hätten sich verändert, die früher viele Menschen geprägt haben; Theater, Kino und Fernsehen sind von Brutalität beherrscht und zeigen vorwiegend das Böse, die sogenannte heile Welt ist oft nur noch ein Gegenstand des

Spottes. Wie beurteilen Sie diese Entwicklung unserer Kultur im weitesten Sinn des Wortes?

*Kapellari:* Ich kann mich nicht zum Richter über eine Epoche aufschwingen, und ich wage keine Generaldiagnosen oder Generalwertungen. Die Kirche hat heute dieselbe Aufgabe wie immer, sei es in ruhigen Zeiten oder auch in Zeiten des Umbruchs: Sie muß das Evangelium den Zeitgenossen als verstehbare Herausforderung verkünden. Dieser Aufgabe wird sie schwer gerecht werden, wenn sie voreilig moralisiert. Auf Kultur angesprochen wird die Kirche ihren Auftrag am ehesten erfüllen können, wenn sie in sich selbst eine glückliche Spannung, eine kreative, produktive Balance zwischen Kultur als Ethos, Moral, Politik einerseits und Kultur als Kunst zuwege bringt und so der jeweiligen Gesellschaft ein Modell anbietet.

*HK:* Sie beschreiben Kultur einschließlich der gesellschaftlichen, ja sogar der politischen Lebensäußerungen.



Angesichts des spezialisierten Kulturbetriebes bei uns drängt sich da nochmals das Stichwort Kulturrevolution auf, bei aller Oberflächlichkeit dieses Begriffs: Ist es nicht möglich, daß bei uns ein Prozeß in Gang gekommen ist, der über die traditionelle bürgerliche Kultur hinweggreift, und der Kultur im engeren Sinn und Volkskultur auf einer neuen Ebene wieder zusammenführen könnte?

*Kapellari:* Viele, vor allem junge Christen, wollen das. Sie engagieren sich aber zunächst einmal vor allem ethisch-politisch oder glauben wenigstens, man sollte dies mit aller Kraft tun, weil sie den Weltuhrzeiger sozusagen bei dreiviertel zwölf stehen sehen im Blick auf die Gefahr eines Atomkriegs, auf Elend und Massenhunger in der Dritten Welt. Eine stärkere Zuwendung zur Kultur als Kunst wird demgegenüber leicht als verbotener Luxus empfunden. Man erinnert sich in diesem Zusammenhang an ein Wort von Bertolt Brecht: „Was sind das für Zeiten, wo ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist.“ Und man ist versucht, das derbe Brecht-Wort „Erst kommt das Fressen, dann die Moral“ in sanfterer Diktion abzuwandeln: Erst kommt die Moral als Politik, dann erst die Kunst. In einer durch politische Mittel befriedeten Gesellschaft werde die Kunst ihren Platz und ihre Leuchtkraft wie von selbst wieder gewinnen. Auf dem Weg dorthin wird dann Protestkunst akzeptiert, aber das Schöne wird in Umkehrung des Märchens vom Aschenbrödel zur ungeliebten Prinzessin. – Als langjähriger Studentenpfarrer habe ich diese Haltung in den Jahren nach 1968 reichlich erlebt.

### „Wir brauchen viele Energien zur Minderung von Weltproblemen“

*HK:* Auch in der Kirche?

*Kapellari:* Auch in der Kirche. Wir brauchen heute besonders viele Energien für Ethik–Moral–Politik, für einen spezifisch christlichen Beitrag zur Lösung, zur Verminderung der Weltprobleme. Die Kraft dazu können wir auch aus der Kunst gewinnen, insofern sie eine Chiffre von Transzendenz ist, den Himmel über uns offen hält, aus dem wir atmen können, aus dem wir Hoffnung und Energie für den Alltag beziehen können. Würden Kirche oder Gesellschaft auf Kunst als prophetischen, moralischen Impuls verzichten, dann beraubten sie sich einer Quelle moralischer, auch politischer Energie, auf die man in einer Zeit wie der unseren erst recht nicht verzichten kann. Damit soll aber Kunst nicht als Magd der Politik mißverstanden werden, wie man Kunst früher manchmal mißverstanden hat als Magd der Religion. Kunst ist niemandes Magd. Sie kann nur helfen, wenn sie nicht gut- oder böswillig instrumentalisiert wird, wenn man mit ihr einen freien Dialog führt.

*HK:* Wie sehen Sie in dieser Beziehung die Rolle der Kirche als Auftraggeberin?

*Kapellari:* Man muß das Verhältnis zwischen Kirche und Kunst in einer bestimmten Epoche auch daran messen, ob

es der Kirche gelingt, die großen Künstler dieser Epoche zur Übernahme von Aufträgen zu gewinnen. Große Künstler lassen sich nicht ohne profundes Gespräch in Dienst nehmen, sie sind auf das Geld meist nicht so angewiesen, daß sie billige Kompromisse machen. – In unserer Epoche haben die besten Künstler sicher zuwenig für die Kirche gearbeitet. Dies nicht nur, weil die Gegenwarts-kunst zum größten Teil Abstraktion und zum kleinen Teil auch Protest ist und so nur einen Teil der christlichen Offenbarung darstellen kann oder will.

*HK:* Aber das allein kann es nicht sein. Teile lassen sich im Raum des Glaubens in ein Ganzes fügen. Selbst wenn der „Dialog“ darüber schwer zu führen sein dürfte ...

*Kapellari:* Werke religiöser Kunst sind auch deshalb ausgeblieben, weil auf seiten der Kirche Dialogpartner vom Format des französischen Dominikaners und Architekten Pie Regamey sehr selten waren. Regamey hat mit Corbusier, Matisse und Léger geredet, und so sind einige herausragende Werke entstanden, die christliche Inhalte in einer heutigen Sprache ausdrücken, bewegend für Christen wie Nichtchristen.

*HK:* Aber wo sind die Leute und die Ansätze dafür?

*Kapellari:* Es gibt gegenwärtig in der Kirche wenig Aussicht darauf, daß Theologen wie Pie Regamey, Robert Grosche, Otto Mauer, Herbert Schade nachkommen. Die Lehrpläne der theologischen Fakultäten sind mit Stoff überladen, aber da ist meist kein Platz für die Deutung von Symbol, von alter und neuer Kunst. So wird man wohl sagen dürfen: Die Kirche ist heute im Ganzen sehr sensibel für moralische Probleme, aber zu wenig sensibel für Fragen der Kunst. Man kommt aber bei solchen Voraussetzungen leicht unter einen moralischen Leistungsdruck und tut dann das Gute sozusagen mit heraus-hängender Zunge.

### „Eine Revolution ist von ihrem Wesen her maßlos“

*HK:* Angesichts der Ängste, der Endzeitängste unserer Zeit ist an das Wort des Intendanten Everding zu erinnern, der während des Papstbesuches in München meinte, daß Künstler der Gegenwart das „de profundis“ sehr wörtlich nehmen. Ist das nicht ein sehr entscheidender Hinweis? Vielleicht auch ein Ansatz für die Kirche?

*Kapellari:* Wenn die Kunst in einer bestimmten Epoche vor allem oder nur „de profundis“ sagen kann und will, so kann doch die Kirche ihre Gesamtbotschaft nicht darauf reduzieren. Sie muß im ganzen doch ein gelasseneres Verhältnis zu einer noch so aufgeregten und katastrophisch-apokalyptisch fühlenden Zeit haben. Ihr ist das Christuswort: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden“ mit auf den Weg gegeben.

*HK:* Otto Mauer hat einmal gesagt, das Verdienst der zeitgenössischen Kunst bestehe darin, daß sie öde Klischees und eine banausische Vorstellung über das Kunst-



werk zerstört hat. Wenn man nun nochmals anknüpft an die Frage der Kulturrevolution, bei aller Verschwommenheit des Wortes, so muß man sich doch fragen: Sind nicht in den letzten Jahren tatsächlich Klischees zerstört und banausische Vorstellungen zerschlagen worden? Und so sehr dies Ängste erzeugt und Beunruhigung hervorruft – sollte sich der Christ dieser Entwicklung nicht auch gelassener stellen, als dies oft geschieht?

*Kapellari:* Eine Revolution ist von ihrem Wesen her maßlos. Sie zerschlägt nicht nur das Banausische, das Kleinbürgerliche, das Kleinkarierte, dem kühnere Geister aus guten Gründen nicht nachtrauern werden, sie zerschlägt und verbrennt viel mehr als das. Das Urmodell für das Wort Kulturrevolution kommt, wenn ich es recht sehe, aus China. Dort ist wehtuend viel Kultur unwiederbringlich vernichtet worden, die kein sensibler Mensch, Christ oder Nichtchrist, missen möchte. Man muß sich also hüten, mit dem Wort Revolution zu kokettieren. Natürlich, aus der Voyeurposition des weit entfernten Westeuropäers, etwas müde geworden an der eigenen Erbschaft, ist das relativ leicht möglich. Wenn aber das Feuer niedergebrannt ist, wenn der Preis sichtbar wird, wenn man der Ruinen ansichtig wird – denkt man etwas differenzierter darüber. Mittel und Zweck klaffen hier jedenfalls unverhältnismäßig auseinander.

*HK:* Ist die gegenwärtige Veränderung unserer Gesellschaft, unserer Kultur nicht doch mehr als ein Phänomen der Oberfläche, mehr als eine voyeurhafte Mode, die heute kommt und morgen wieder verschwindet?

*Kapellari:* Ich bin kein Prophet. Ich weiß nicht, und niemand weiß es wohl, was alles sich wandeln darf unter Wahrung der Identität. Man lebt mit einem bescheidenen Instrumentarium an Wissen, an Hebeln, die man bewegen kann. Man muß seinem Gewissen folgend das Mögliche tun in Liebe zum Geerbten und in Unbefangenheit für das Kommende. – Wer glaubt, zittert nicht.

### „Die Kirche leidet an der Krise des Symbolverständnisses“

*HK:* Schon vor drei Jahrzehnten hat Hans Sedlmayr das Wort „Verlust der Mitte“ geschaffen, das rasch zum Schlagwort geworden ist. Damit ist gemeint, daß sich die Kunst von der Reformation über die Aufklärung bis zu den „Ismen“ unserer Zeit immer weiter von der Mitte, von Gott entfernt hat. Die Versuchung der zeitgenössischen Kunst bestehe nun eben darin, sich aus der harmonischen Hierarchie von Himmel, Erde und Hölle immer weiter zu entfernen, und dies mache den kategorialen Unterschied der Kunst unserer Epoche im Vergleich zu allen anderen Zeitaltern aus. Sehen Sie auch diesen „Verlust der Mitte“, oder halten Sie diese Akzentuierung für zu einseitig?

*Kapellari:* Ich bin nicht kompetent, Sedlmayr zu beurteilen. Wenn aber „Verlust der Mitte“ bedeuten sollte, daß Kunst heute nicht auch das Zerbrochene, das Häßliche und Böse darstellen darf, dann wäre von ihr mehr verlangt

als von der alten Kunst, die das sehr wohl getan hat, freilich in Perspektive auf eine Aufhebung in die Harmonie einer höheren Synthese. Man denke an den Isenheimer Altar und seine Gegensätze zwischen Karfreitag und Ostern, zwischen Versuchung des heiligen Antonius und dem Engelskonzert. – Die Christen müssen sich mit der klagenden, anklagenden Kunst auseinandersetzen, was nicht heißen muß, sich damit zu begnügen.

*HK:* Stellt aber die Kunst unserer Gegenwart nicht häufig das Böse, das Brutale, das Häßliche ganz besonders, wenn nicht allein in den Vordergrund?

*Kapellari:* Wo der Glaube an einen guten Ausgang der Geschichte als Frucht von Inkarnation und Erlösung fehlt, bleiben Einzelthemen ohne die synthetische Kraft des Meisters vom Isenheimer Altar; absichtslose Schönheit oder Klage, Anklage, Demaskierung der Welt, Aufdeckung ihrer vermeintlichen Absurdität. Eine selten bemerkte Beziehung zwischen abstrakter Kunst und Evangelium hat aber der Maler Wassily Kandinsky 1912 in einem Brief aufgedeckt. Er wollte seine eigenen Bilder, besonders seit er ungegenständlich malte, als christliche Bilder begreifen. Bisher hätte man über der Lehre der Nachfolge Christi die Lehre vom Heiligen Geist vernachlässigt. Nun gelte es, das fließende Licht der Gottheit malend zu verkünden.

*HK:* Gibt es aber nicht auch eine Banalisierung der Kultur, der Kunst in unserer Zeit, die hineinreicht bis tief ins kirchliche Leben, bis in die Liturgie der Gottesdienste?

*Kapellari:* Manès Sperber hat zeitkritisch angemerkt, unsere Epoche, „die redseligste von allen“, äußere sich unaufhörlich und bringe sich dennoch nicht zu Wort. Die Kirche leidet heute mit an der verbreiteten Sprachnot, am Verderb der Sprache, an der Krise des Symbolverständnisses, an einer allgemein geringen Fähigkeit qualitativ zu bauen. Die Kirche hat dieses Leiden ungewollt verstärkt, weil sie akkurat in einer solchen epochalen Situation das Jahrhundertwerk einer großen Liturgiereform auf sich genommen hat. Die Defizite dieses Werkes werden auch durch Leiden und Schweigen abgetragen werden.

*HK:* Die Liturgiereform hat in einer fast puristischen Form Altes bloßgelegt. Gesamtkulturell kam jedoch die Nostalgie erst viel später. Ergibt sich nicht auch dadurch ein gewisser Zwiespalt?

*Kapellari:* Die Liturgiereform wurde zwar etwas zu stark von Historikern bestimmt. Im Ergebnis allerdings liegt keineswegs bloß qualitativ volles Altes vor. Die als Provokation schöpferischer Freiheit geschaffenen Leerräume wurden teilweise mit sprachlichem und symbolischem „Kunststoff“ gefüllt, aus bestem Willen zweifellos. Dies verletzt nicht nur die Anhänger Erzbischof Lefèbvres, sondern auch gar nicht konservative, aber sensible Katholiken, auch Suchende am Rande. – Man hat bei der Reform wohl zuwenig auf die Dichter, die Künstler überhaupt gehört.



## „Priester sollten Werkstättenbesuche machen“

*HK:* Künstler als Fachleute und Berater – das wäre ein Vorgriff auf das nächste Konzil ...

*Kapellari:* Künstler und Dichter auf Konzilien und ähnlichen Großveranstaltungen könnten kaum mehr tun als prophetisch reden. Ich meine, es wäre wichtiger gewesen, wenn die Künstler von jeher an der sogenannten Basis der Gemeinden und Diözesen mehr zu reden gehabt hätten. Dann wären sie auch im Ergebnis deutlicher anwesend als jetzt ...

*HK:* Läuft nicht gerade im Gottesdienst als Glaubenskultur so manches schief, weil eine befruchtende Symbiose an der Basis, im Kleinen, ebenso fehlt wie im Großen und an der Spitze? Und liegt nicht oft einfach eine verdünnte Anthropologie zugrunde, die meint, Aktionismus und Wortreichtum sei auch schon sinnstiftende Lebensnähe?

*Kapellari:* Dem kann ich nicht widersprechen. Die russische Dissidentin Tatjana Goritschewa, die als Kind die Liturgie der Ostkirche überhaupt nicht kannte, sondern sie erst als bekehrte Erwachsene erlebte, hat wiederholt gesagt, daß ihr die jetzige Liturgie der katholischen Kirche in Westeuropa einfach zu karg erscheint. Der Rhythmus zwischen Stille und Reden sei zu wenig ausgeprägt, die Liturgie zu wenig schön. Dieser Vorwurf ist ernst zu nehmen, weil Schönheit nicht einfach Luxus ist, sondern der splendor vitae aeternae. Gott ist schön, nicht nur gut. Da haben wir noch vieles zu lernen. Das wird aber wahrscheinlich nicht auf Konferenzen geschehen können, sondern die Kirche sollte sich insgesamt zur Kunst hin öffnen in einem Hinhören und Hinschauen. Sensible Christen aller Alters- und Berufsgruppen sollten das tun, was Otto Mauer den Studenten meiner ehemaligen Hochschulgemeinde empfohlen hat: Katholische Studenten müßten wissen, so hat er gesagt, was die Gleichaltrigen – ob Christen oder nicht – schreiben, malen und komponieren. Christen müßten wissen, was Kunst im ganzen tut. Sie wissen es zum guten Teil nicht. Sie haben Vorurteile, verschließen Türen und Augen.

*HK:* Ist es richtig, daß Sie die Priester Ihrer Diözese aufgefordert oder gebeten haben, wenigstens ein zeitgenössisches Bild im Original zu Hause zu haben?

*Kapellari:* Nein. Ich habe nur einmal den künftigen Priestern gesagt, sie sollten sich nicht mit aufgezogenen Kunstdruckikonen usw. als Raumschmuck begnügen. Sie sollten Werkstättenbesuche machen bei jungen und alten Künstlern und für ein Original sparen oder sich etwas schenken lassen. Anders wird jemand, dem später vielleicht eine schöne alte Kirche oder ein baulich bedeutsames Pfarrhaus, ein Kloster anvertraut sind, der bauen oder umbauen muß, nicht dafür vorbereitet werden.

*HK:* Hat es Reaktionen auf Ihre Anregung gegeben?

*Kapellari:* Jedenfalls keine statistisch wahrnehmbaren. Ich werde mich aber nicht begnügen, einmal davon gere-

det zu haben. Ich werde immer wieder davon reden und vor allem selber versuchen, Begegnungen zwischen Künstlern und jungen Priestern herbeizuführen. Das bringt mehr als Appelle.

*HK:* Der bekannte Wiener Maler Hans Mikl sagte kürzlich in einem Vortrag, die Künstler, ob sie nun Maler oder Architekten sind, hätten heute in der Regel viel zu wenig mit ihren Auftraggebern zu kämpfen. Die kunstsinnigen Mäzene von einst, die mit den Künstlern über künstlerische Probleme gestritten haben, gibt es kaum mehr, an ihre Stelle sind Banken oder große Institutionen getreten, die ein- oder ungebildete Einkäufer schicken und Sammlungen anlegen, die wahre Schreckenskabinette sind. Mikl meint, in der Kirchenkunst sei eine ganz ähnliche Entwicklung zu vermerken. Priester, die mit Kirchenbauten zu tun haben, hätten kaum eine andere Einstellung als die Repräsentanten der Banken, der Gewerkschaften usw. Der Kirchenbau, der in unserer Zeit quantitativ eine ungeheure Fülle hervorgebracht hat, sei auf diese Weise der allgemeinen Banalisierung zum Opfer gefallen. Teilen Sie dieses herbe Urteil?

*Kapellari:* Rückblickend auf den Kirchenbauboom nach dem Zweiten Weltkrieg im gesamten deutschsprachigen Raum kann man sagen, daß eine Zeitlang der Auftraggeber, also der Pfarrer, dem Architekten oft nicht mehr sagen konnte, was eine Kirche ist. Das ging so weit, daß man überhaupt eine spezifische Qualität eines Kirchenhauses abgestritten hat. Mit dem Hinweis darauf, daß die Christen in der Frühzeit keine eigenen Kirchen gehabt haben, wollte man aus der Not eine bleibende Tugend machen. Das war die Zeit der Apologie des Mehrzweckbaues. Inzwischen ist langsam wieder deutlicher geworden, daß der Mensch, glaubend oder nichtglaubend, nicht dauernd in einem homogenen Raum leben will. Er braucht Räume verschiedener Qualität, er braucht den Alltagsraum und einen Raum des Enthobenseins aus dem Alltag.

## „Schweigen wir genug?“

*HK:* Kann das nicht auch Flucht aus dem Alltag sein?

*Kapellari:* Nein, wir sind nur wieder unbefangener für den Anspruch auf Pluralität von Räumen und von Zeiten. Feiertag und Arbeitszeit – das will nicht ineinander übergehen ohne Schwelle. Von daher gibt es wieder ein unbefangeneres Verhältnis zu einem künftigen Kirchenbau, der natürlich seltener sein wird als bisher, weil der Bedarf ja ziemlich abgedeckt worden ist. Der Kirchenbau der Zukunft wird nur gelingen, wenn der Auftraggeber nicht nur aus einem historischen, sondern aus einem breiter angelegten anthropologischen Wissen dem Architekten sagen kann, was er unter Kirche versteht. Wenn ein produktives Gespräch, das auch ein Streitgespräch sein kann, zwischen Architekt und bildendem Künstler einerseits und dem Auftraggeber andererseits (Priester, Gemeinde, Pfarrgemeinderat) entsteht. Dazu muß es kommen, damit



wieder Kirchen entstehen, in denen einem das Herz und der Mund aufgehen, wie das z. B. in Ronchamp der Fall ist. Aber wie wenig derartige Räume gibt es unter den vielen hundert Kirchen, die nach dem Krieg in Deutschland, in der Schweiz und in Österreich entstanden sind!

*HK:* In der Literatur der Gegenwart wird immer wieder die Sprachlosigkeit der Jetztzeit geschildert. Tatsächlich fehlt häufig hinter der medialen Inflation von Wörtern die wirkliche Kommunikation zwischen den Menschen. Dieses Phänomen wird auch in der Kirche sichtbar: In der Armseligkeit der theologischen Ausdrucksweise, in der Kargheit der liturgischen Sprache, in dem Klischeehaften innerkirchlicher Verlautbarungen. Schlägt sich darin bloß die allgemeine Sprachlosigkeit nieder, oder werden da auch andere Faktoren wirksam, etwa die Abkehr der Kirche von der Literatur?

*Kapellari:* Die Kirchenväter haben über Gott gesagt, er sei Gespräch zwischen Vater zu Sohn im Heiligen Geist. Die Kirche soll das vorlebend verkündigen. An diesem Anspruch gemessen scheint die heutige verbreitete Sprachkrise nicht nur der Gesellschaft, sondern auch der Kirche besonders beklemmend zu sein. Ich erinnere mich an eine Äußerung von Luise Rinser über sich selber. Sie sagte, daß sie seit Jahren täglich ein Gedicht von Hölderlin lese. Das hat nicht dazu geführt, daß sie wie Hölderlin schreibt, aber es ist für sie eine Läuterung ihrer Sprache. Sie setzt also den Pegel hoch an. So was ähnliches sollten auch Leute, die mit dem Wort besonders ringen müssen, etwa die Prediger, sich abverlangen. Bei Hölderlin findet man eine ungeheure Hymne, die auch unsere Situation zum Ausdruck bringt. Da heißt es: „Ein Zeichen sind wir deutungslos, schmerzlos sind wir, und haben fast die Sprache in der Fremde verloren.“

*HK:* „Deutungslos“ und „schmerzlos“, hat das eine mit dem anderen zu tun?

*Kapellari:* Ich bin kein Germanist, aber als unbefangenen Hörendem scheint mir da ein Bezug zwischen Sprachlosigkeit und Leidlosigkeit ausgesagt zu sein. Schmerzlos sind wir und haben fast die Sprache verloren. Kann sein, daß der, der dem Schmerz ausweichen will, einen Sprachverlust erleidet. Theologen, Prediger müßten dorthin hören, wo Menschen am stärksten um die Sprache ringen. Das sind Dichter wie Celan, Trakl, Kaschnitz, Nelly Sachs, Ingeborg Bachmann. Manchmal, wenn ich eine Stunde Zeit habe, nehme ich eines ihrer Bücher, schlage irgendwo auf und hoffe, daß da ein Wort für mich ist. Rainer Kunze wurde einmal im Rundfunk gefragt, warum er nicht mehr so politisch engagiert rede wie früher. Er antwortete: „Ich muß wieder einmal schweigen, damit das Wort in mir wachse.“ Das hat auf mich einen starken Eindruck gemacht. Schweigen wir selber genug?

*HK:* Wie kann man diesem Übel in einer Gesellschaft entgegenkommen, die uns alle sehr nachhaltigen direkten oder indirekten Zwängen unterwirft?

*Kapellari:* Man soll wissen, daß es ein Übel ist. Dann fin-

det man wohl immer wieder die Türen, die zu Freiräumen hin wenigstens zeitweise aufgehen.

### „Wir brauchen mehr Lebe- als Lesemeister“

*HK:* Ergibt sich daraus nicht auch eine Rückfrage an die Theologie als Ganzes und an die theologische und kirchliche Ausbildung: Werden Theologie und theologische Ausbildung nicht viel zu funktionalistisch verstanden? Gehört nicht zur theologischen Ausbildung das Lernen des Umgangs mit verschiedenen kulturellen Strömungen und Bewegungen, mit vielfältigen Seins- und Entwicklungsweisen, das Lernen des Umgangs mit der Sprache usw.?

*Kapellari:* Ich möchte dazu ein Wort von Meister Eckhart aufgreifen, der gesagt hat, man brauche viel mehr Lebe-meister als Lesemeister. Der theologische Betrieb ist oft zu sehr ein Betrieb von Lesemeistern und nicht von Lebe-meistern. Auch die Priesterseminare haben da ihre Defizite.

*HK:* In der Kirche ist in den letzten Jahrzehnten unheimlich viel geschehen, was die pastoral-seelsorglichen Aktivitäten betrifft. Zahllose Kirchen wurden gebaut, Pfarreien gegründet. In der Kirche herrschte die Meinung vor, sie müsse jedem einzelnen, auch dem letzten noch, jedes Angebot an Seelsorge machen. Das alles war aber eher quantitativ verstanden worden. Ist da zu viel auf Kosten der Qualität geschehen?

*Kapellari:* Als Konsequenz einer sogenannten flächendeckenden Pastoral mit ihrem Versuch, ein gleichermaßen engmaschiges Netz von pastoralen Bemühungen über ein ganzes Land zu legen, haben wohl Zeit und Kraft gefehlt, fehlen jetzt noch mehr, um sich intensiv mit oft unbequemen, schwer verstehbaren Künstlern aller Art einzulassen. Besser wird es nicht werden, wenn man ein „Kunstamt“ den schon vorhandenen diözesanen Ämtern hinzufügt, sondern wenn das ganze System durchlässiger wird für unerwartete, spontane Kreativität.

*HK:* Es ist bemerkenswert, daß wir jetzt schon so lange über Kultur reden, aber die beiden alten Kulturkampf-Themen Ehe und Schule, die Generationen von Katholiken in Atem gehalten haben, sind bisher überhaupt nicht erwähnt worden. Ist das Zufall? Oder spielen diese Fragen in der öffentlichen Diskussion keine solche Rolle mehr?

*Kapellari:* Lebensbereiche wie Ehe und Schule können für die Kirche, für die Christen nie aus dem prüfenden und inspirierenden Anspruch des Glaubens entlassen werden. Die theologische und die anthropologische Reflexion darüber war in den letzten Jahrzehnten doch sehr engagiert, ebenso die lehramtlichen Aussagen. All das klingt oft weniger sicher wie früher. Es liegen ja auf dem Tisch der Kirche und der Gesellschaft viele kontroverse Meinungen dazu. Manches davon hat den Christen zeitweise



die Sprache verschlagen. Aber nicht jedes Schweigen ist betreten und defensiv. Man braucht Zeit zum Sichten und Denken und zum Praktizieren schöpferischer und nicht bloß defensiver Alternativen zu den Bestreitungen des Christentums.

*HK:* Sie, Herr Bischof, haben kürzlich einen Artikel geschrieben unter dem Titel „Meine Dörfer“, der sich an ein Buch Peter Handkes anlehnt. Sie fragen darin, wieviel Himmel und wieviel Erde der Mensch braucht. Sie erinnern sich an Ferienerlebnisse als Kind auf einem Bauernhof und meinen schließlich, daß Sie dazu beitragen

wollen, daß die Kirche im Dorf bleibt. Ist das eine pastorale Aufgabe oder auch eine symbolhafte Umschreibung des kirchlichen Kulturauftrages?

*Kapellari:* Wir müssen nach unseren Kräften dazu beitragen, daß der Mensch seine Identität bewahren oder wiederfinden kann, gleichviel ob im Dorf, wo die Kirche teilweise noch tiefe Wurzeln hat, oder in der Stadt, von wo das Christentum ausgegangen ist. Wir müssen dazu beitragen, daß die kleinen sozialen Organismen nicht an Auszehrung zugrunde gehen, ohne in einen unkatholischen Partikularismus zu verfallen.

## Selbstevangelisierung Europas

### Ihre Voraussetzungen, ihre Notwendigkeiten, ihre Chancen

*Auf dem 5. Symposion europäischer Bischöfe vom 4. bis 8. Oktober in der Nähe von Rom (vgl. HK, November 1982, 524f.) hielt der Erzbischof von Wien, Kardinal Franz König, eines der vier großen Referate vor dem Plenum der Bischofskonferenz. Wir geben dieses hier (unter Weglassung der Anmerkungen) im Wortlaut wieder. (Die Hervorhebungen sind von der Redaktion.)*

Wir haben uns hier zusammengefunden, um zu überlegen, wie heute eine *Evangelisierung Europas in Angriff genommen* werden soll. Meine Aufgabe ist es, im Rahmen dieses Gesamthemas einige Aspekte vorzulegen, die Voraussetzungen, Ausgangspunkte sein sollen für ein großes, europaweites pastorales Ziel.

### Welches Europa meinen wir?

Die erste Frage, die sich gleich eingangs stellt, lautet: Um *welches Europa* handelt es sich eigentlich, wenn wir dessen Evangelisierung als unsere gemeinsame Aufgabe betrachten? Europa ist ein geographischer, ein kultureller, ein politischer Begriff. Wenn die Kirche von Europa spricht, dann meint sie nicht ein Teileuropa, das heißt weder das Europa der Wirtschaftsgemeinschaft oder der Freihandelszone noch das Europa des Europarates und schon gar nicht das Europa der Militärblöcke. Sie meint immer ganz Europa, das durch die christliche Missionierung eine geistige Einheit bildete – von Portugal bis zum Ural, von Island bis Malta. Für uns kann sich Europa weder mit militärischen noch mit politischen, noch mit gesellschaftlichen Grenzen decken. Auch der schillernde Begriff des Abendlandes kommt hier nicht in Frage; auch dann nicht, wenn man von einem christlichen Abendland spricht. Für Christen ist Europa das Europa des Westens und das Europa des Ostens, also ein religiös-kultureller Begriff. Heute ist dieses Gebiet noch immer zerrissen von Streit und Konflikten, verwundet von zahlreichen Kriegen, bedroht von der Gefahr, nochmals Kriegsschauplatz eines letzten, das heißt atomaren Infernos zu werden ...

Dieses Europa ist aber auch geprägt von seinen Heiligen wie von seinen Ketzern. Von denen, die christliches Gewissen und christliches Leben in der Kirche, am Rande der Kirche und gegen die jeweilige historische Form der Kirche verwirklichen wollten. Diese Kirche ist geprägt vom heiligen Franziskus ebenso wie von Savonarola, von Albertus Magnus wie von Galilei, von Cyrillus und Methodius wie von Hus, von Augustinus wie von Luther.

Geschichtlich gesehen ist Europa heute weniger denn je *eine geistige Einheit*, weniger als etwa Afrika, Lateinamerika, Nordamerika. Europa ist anthropologisch eine Mischung von Rassen, ethnisch eine Vielfalt von großen und kleinen Völkerschaften, kulturell eine Summe unterschiedlich nationaler und regionaler Kulturen, politisch ein Kontinent ständig wechselnder Staatsgebilde und sich ständig verschiebender Grenzen. Dieses Europa ist durch nationale, sprachliche, kulturelle Grenzen auch heute eine Einheit, die noch lange nicht selbstverständlich ist. Der Boden, in den die ersten Wurzeln des Christentums sich hineinsenkten, war kein geistiges Niemandsland, sondern es war jene Ökumene des römischen Imperiums, das um das Mittelmeer durch römische Soldaten, römische Gesetze, römische Beamte geeint und regiert wurde. Dieses Imperium war geistig durchsäuert vom Hellenentum. Griechische Philosophie, griechische Literatur, griechische Kunst, das war das geistige Flair, das damals über dieser Welt lagerte. Und zu dieser Welt gehörten aber auch damals schon die Juden – Gottes erste Liebe und wie wir Christen heute bekennen müssen – Gottes letztes Leid. In diesem kleinen, immer aufsässigen Volk der Juden, das sich nicht einordnen wollte, das sich immer als etwas besseres dünkte, da es immer Gottes Hand auf sich spürte – auch wenn es diese Hand immer abschütteln wollte –, in diesem Volk hat Gott sich inkarniert.

Ohne die *Juden* gäbe es heute kaum eine europäische Literatur, kaum eine europäische Kunst. Vieles, was es in Europa an großer Anregung, aber auch an großer Versuchung gab und gibt, kommt von den Juden. Auch